Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

40. Jahrgang.

1907 **Berlin-Bremen, den 8. Mai.** Nr. 19

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Erkenntnis Gottes. Von A. König. — Das neue Gebot der Liebe. Von M. Gebhardt. — Ein Beitrag zur Mahdistenbewegung. Von Rauch. — „Das Größte, was wir kennen." Von Kade. — Einsiedeln. Von Gertrud Faut. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Erkenntnis Gottes.

Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben; uns aber hat es Gott geoffenbaret durch seinen Geist. Denn der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. 1. Cor. 2, 9. 10.

Es wäre eine schlimme Sache um das Christentum, wenn einer erst Philosophie studieren und durch so und soviel theologische Kollegs hindurchwandern müßte, um zur Erkenntnis des Vaters Jesu Christi zu kommen. Dann könnte das Christentum nur Gemeingut werden einer verhältnismäßig kleinen durch besondere Studien hindurchgegangenen Sekte, es wäre nicht möglich ohne ein gewisses Niveau höherer Bildung. Aber gottlob, das Christentum ist keine Gelehrtendomäne, auch kein Privilegium derer, die durch hervorragende Schärfe des Intellektes begabt sind, es ist nicht Lehre, die sich mathematisch beweisen läßt, sondern es ist eine Lebens-Offenbarung, die allen, aber auch nur denen zuteil wird, die in heißer Sehnsucht sich darum bemühen. Nicht als ob der Glaube, das Gottvatererlebnis, das Jesus in seiner Seele trug, die Prüfung denkender Vernunft zu scheuen brauchte, er sagte zu seinen Jüngern: „Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt", und er hat seine Gegner oft genug mit hellen klaren Gründen der Vernunft geschlagen, aber derselbe Jesus wußte auch, weshalb er sagte: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr", und: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden." Ohne diese innere Sehnsucht und Lebensbemühung um Gott ist das Christentum als Erlebnis nicht möglich. Ein Christentum aber, das kein Erlebnis ist, das seine Beglaubigung nicht im Herzen trägt, ist tot. Ein betendes Herz und sittliche Lebensbetätigung in der Nachfolge Jesu sind nötig, um des Gottes gewiß zu werden, den uns Jesus als unsern Vater geoffenbart. Darum läßt Johannes Jesus also sagen: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede." Der berühmte dänische Theologe Martensen schreibt einmal: „Man bildet sich ein, daß es nur darauf ankomme, Gott zu erkennen, und man vergißt, daß es vor allen Dingen darauf ankommt, ihn zu erleben und das Erkennen nur eines der Momente des Erlebens ist, daß unser Rätsel nicht, was selbst so große Denker wie Hegel gemeint haben, ein bloßes Erkenntnis, sondern ein Lebensrätsel ist, dessen Lösung man daher im Leben, in der wirklichen Existenz, wie das Christentum es uns lehrt, zu suchen hat. Und was die Erkenntnis selbst betrifft, so bildet man sich ein, man könne in seinem Suchen nach Wahrheit den persönlichen Gott und seine Offenbarungen ebenso erkennen, wie man ein unpersönliches Objekt erkennt, wie man die Natur erkennt, wobei der Mensch sich als den Überlegenen fühlt. Man vergißt oder bedenkt nicht, daß der persönliche Gott sich nicht so experimentieren läßt, wie die Natur. Will man das Persönliche erkennen, so muß man sich zu diesem in ein persönliches Verhältnis stellen, und ein solches ist ja gerade vorzugsweise das religiöse, und ohne dieses bleibt die Erkenntnis nur ein Schattenspiel unserer eigenen Begriffe und Konstruktionen. Den Eindruck der Realität bekommt niemand von dem persönlichen Gott, als nur, wer sich in das Verhältnis persönlicher Abhängigkeit und Hingebung zu ihm stellt."

Dieses Wort drückt keine Verachtung des Intellektes, aber einen wohlbegründeten Zweifel an der Allmacht desselben aus, wo es sich um die Lösung der religiösen Probleme handelt.

„O Toren! wenn ihr Gott betrachten,
Erkennen wollt den Herrn der Welt,
Wie einen Stein aus dunkeln Schachten,
Der still dem kalten Blicke hält.

Wie schnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forschen und kein Grübeln frommt,
Der Geist kann nur den Geist erkennen,
Wenn ihm der Geist entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geist die Flügel,
Und reißet eure Herzen auf
Und nehmet über alle Hügel
Der Sehnsucht nimmermüden Lauf!

Und spähet, lauschet, harret, trauert,
Bis euch Sein heil'ger Hauch durchweht,
Bis Seine Wonne euch durchschauert;
Erkenntnis Gottes ist — Gebet."

So läßt der Dichter Lenau seinen Savonarola dem Volke in Florenz predigen, und wer wollte leugnen, daß

diese Dichter- und Prophetenworte eine kongeniale Interpretation sind des paulinischen Ausspruches: „Der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.“ Nicht dem kalt philosophierenden, sondern dem betenden, gottsuchenden Geist öffnet sich die Pforte des Himmels, tun sich auf die Tiefen göttlichen Lebens.

Es kann ein Theologe oder Philosoph klar und leuchtend über das Wesen des Christentums reden, ohne daß dieses Wesen der Lebensgrund der eignen Persönlichkeit geworden. Und ein anderer kann vielleicht nur unbeholfen stammeln über Glauben und Religion, aber was er nicht in Worte kleiden und begrifflich zerlegen kann, es lebt in ihm als Gotteskraft, flutet durch seine Seele, durchdringt sein Leben, und siehe, er ist reicher als jener, der sich so schön zu verbreiten weiß über das, was er doch selbst nicht besitzt. Wenn man aber den schlichten Christen fragen würde, wie er zum inneren Besitz des Christentums gekommen, so würde seine Antwort vielleicht jenes Wort Ludwig Richters bestätigen, der sich über diesen Punkt einmal so äußert: „Das ist mir klar, auf dem Wege der Spekulation ist kein Schritt auch nur vorwärts zu kommen. Treue und Glauben halten Dem, in welchem wir leben und sind, und Dem, welchen er gesandt und gesalbt hat, Hochmut bannen und Demut erwählen, Selbstverleugnung lernen, Anderen leben, nicht sich, in allem Liebe haben — das sind die Lebenskräfte, Wirklichkeiten, mit denen wir dem Himmel selbst Gewalt antun können: unser Denken reißt uns den Himmel nicht auf und keinen Gott herunter.“ „T u e das, so wirst du leben“, sprach Jesus zu jenem Schriftgelehrten. „Mein Lieber, richten Sie Ihr Leben in W a h r h e i t nach dem Christentum ein, dann wird es Sie befriedigen. Das Christentum der meisten Leute aber ist ein schales kraftloses Ding und führt zu gar nichts. Ein gutes Diner ist ihnen wichtiger“, so heißt es in einem Briefe Gordons, der das Wort Jesu auch verstanden hatte: „So jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede.“

Gebet und Arbeit im Geiste Jesu tut not, um zur Gewißheit Gottes zu kommen.

Pferdsdorf bei Vacha. A. K ö n i g.

Das neue Gebot der Liebe.

Johannes hat dem Erlöser, als in den letzten Tagen seines Lebens gesprochen, das Wort in den Mund gelegt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebt habe“.

So hätte also das Christentum das neue Gebot der Liebe in die Welt gebracht?

Die Frage wird sich nicht ohne Weiteres mit ja oder nein beantworten lassen. Es kommt darauf an, was man unter Liebe versteht.

Alt ist das Gebot der Liebe, so alt wie die Welt, sofern die Liebe Naturtrieb ist. Naturtrieb ist nicht bloß der Gattungstrieb, die geschlechtliche Liebe, Naturtrieb ist auch die Mutterliebe, die Kindesliebe, die seelische Sympathie, die Freundschaft, die Liebe zum eigenen Volk und Vaterland.

Das ist alles schon vor Jesus dagewesen. Und das kann auch heute noch alles prächtig gedeihen unter Menschen, denen Jesus oder das Christentum oder Gott gar nichts bedeutet. Die neue Liebe, die Jesus in die Welt gebracht hat, hatte mit Naturtrieb, Sympathie, Seelenverwandtschaft gar nichts zu tun. Sie ist weitherziger als der Naturtrieb. Sie gilt dem Menschen, weil er Mensch ist, nicht weil er Jude oder Grieche, ein Mann oder ein Weib, ein Minister oder ein Tagearbeiter ist.

Sie liebt das Menschenwesen selbst. Nicht sofern das Menschenwesen eben ein Menschenwesen ist. Sie liebt das Menschenwesen, weil darin etwas Göttliches vorhanden ist. Das Göttliche im Menschen liebt sie, sucht sie, will sie steigern. Es gibt große Menschen, aus deren reinen, gütigen Augen dieser Gottesgeist herausleuchtet. Es gibt vertierte, verkommene Menschen, die mit nichts an Gott erinnern. Aber es war doch auch einmal in ihnen, das Göttliche, und ist verloren. Es könnte wieder in sie hineingepflanzt werden. Vielleicht schlummert dieser Keim des Guten auch nur. Die richtige Erziehung, die rechte Gesellschaft könnte das Erwachen bringen. So glaubt die christliche Liebe an die Menschen. D i e Liebe ist das Neue, das Jesus in die Welt brachte.

Sie existiert für die Naturtriebleute nicht. Naturtriebleute können ihre Liebe nicht kommandieren. Ihre Liebe kommandiert sie.

Die christliche Liebe ist eine Fähigkeit der Christen. Die gesinnt sein wollen, wie Jesus Christus auch war, die bevorzugt sind, glauben zu können an Gott, an den Geist, an den Sieg Gottes, die können lieb haben. Sie suchen in den anderen nicht das Eigene, Verwandte, Sympathische. Sie suchen in den anderen das Höhere, nach dem sie selbst unterwegs sind. Weil sie dies Höhere in sich unter Verleugnung des Naturtriebes zu fördern suchen, so suchen sie es auch in den anderen, in der ganzen Welt zu fördern. Sie sind auf das wahre Wohl der Menschen bedacht. Und das ist der Unterschied zwischen dem Liebesglück der Naturtriebleute und dem Liebesglück der Christen. Jene k ö n n e n Liebesglück erleben, unter bestimmten Verhältnissen, für bestimmte Zeiten. Diese m ü s s e n Liebesglück erleben, immer und überall.

Ein neues Gebot ist die Liebe Jesu, nicht weil sie Tugend ist, Aufopferung, Hingabe, Altruismus. Das kommt auch unter den Naturtriebleuten vor. Wenn ich tausend Apfelkerne in die Erde lege, wachsen ganz natürlich tausend Apfelbäume daraus empor. Vielleicht 990, 995 wilde Apfelbäume. Aber zehn oder fünf edle Apfelbäume sind dabei.

So wachsen auch aus den Naturtriebleuten einzelne, wenige Prachtexemplare heraus. Sie erscheinen dann den übrigen als etwasAuffallendes, Übermenschliches,Wunderbares. Man schwärmt für sie. Oder auch man verfolgt sie, begeifert sie, je nachdem die Naturtriebleute sich in ihrer Art geschmeichelt oder verletzt sehen durch solche Auswüchse, solche Heroen.

Jesus bringt die Liebe als neues Gebot in die Welt, indem er sie zur allgemeinen Dienstpflicht macht für alle. Jeder ist zur Liebe verpflichtet. Keiner ist mehr frei, sich von seiner Liebe kommandieren zu lassen. Gleichgültigkeit und fremdes, kaltes Wesen ist kein Recht mehr, sondern Untreue und Pflichtvergessenheit. Liebe sind wir allen Menschen schuldig, auch unseren Feinden. Denn auch sie sind Menschen, bedürftig der Liebe wie wir, leidend unterm Haß wie wir. Und ihre Feindschaft kann nur überwunden werden durch unsere Liebe, wie sie umgekehrt nur vermehrt und verschärft wird durch unsern Haß.

Das neue Gebot gefällt den Naturtriebleuten nicht. Natürlich. Sie müßten ja ein anderes Wesen annehmen, von neuem geboren werden. Aber sie wollen wild wachsen.

Christen, wenn sie nicht bloß so heißen, sind Leute, die sich in ihren Lebensbaum haben ein Edelreis einsetzen lassen. Darum können sie alle Früchte der Liebe tragen. Bei Rosegger habe ich einmal gelesen, das Christentum habe ein neues Leid auf die Welt gebracht, nämlich das Mitleid. Das liest sich so niedlich. Aber es ist nicht wahr.

Jesus hat nicht die Liebe als Mitleid in die Welt gebracht. Liebe als Mitleid ist ein altes Gebot. Ein andrer hat's gebracht fünfhundert Jahre vor Jesus. Das war ein indischer Königssohn. Er kleidete sich in Purpur und köstliche Leinewand, wie der reiche Mann im Evangelium, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Dem gingen

eines Tages die Augen auf für die Last des Leides, unter dem die Massen seufzen. Er sah den Jammer an der Wiege und auf dem Sterbebett und die vielen Enttäuschungen dazwischen. Er sah das Gaukelspiel des Glücks, das keinem hält, was es verspricht. Er sah die Torheit der Leidenschaft, die Befriedigung verheißt und Ekel zurückläßt.

Da zog er seinen Purpurmantel aus und legte die köstliche Leinewand ab. Er kleidete sich wie ein Bettler und lebte von nun an vom Bettelbrot. Und indem er die Landstraßen auf- und abwanderte, predigte er überall Mitleid und Erbarmen. Sogar gegen die Tiere.

Aber diese Liebe Buddhas wußte nichts von Gott. Sie wußte sich nicht zu trösten: Größer als der Helfer ist die Not ja nicht.

Darum war ihre ganze Weisheit, wie dem Leide zu wehren sei: Entsage! Gib auf deine Herzenswünsche! Hoffe nichts! Versenke dich in das Nichts, das du einst sein wirst! Begrabe im Nichts die ganze Welt!

Zwar blieb die Liebe, die andrer Schmerzen mitfühlt und mitleidet. Aber diese Liebe wohnte in einem hoffnungslosen, kranken Herzen. Sie war weinerlich und trübe. Ihr fehlte das Beste: Die Anstrengung, die Tatkraft. Darum philosophieren die Naturtriebleute noch gern wie Buddha. Es kann dabei alles beim Alten bleiben. Sie brauchen sich nicht anzustrengen. Die Rührseligkeit und etwas Wohltätigkeit vereinigt sich ganz gut mit Diners, Hasard und Automobilfahrten.

Jesus spricht: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet“. Und das meint er anders als Buddha. Zwar was Buddha wußte, wußte er auch. Auch er wußte, daß Leben und Leiden unlöslich verknüpft ist. Aber er wußte mehr als Buddha. Ihm war das Leid eine Fügung der erziehenden Liebe, also ein Hebel der Tatkraft, eine stete Aufforderung zur Arbeit, zur Leidüberwindung. Er betet: „Erlöse uns von dem Übel!“ Und er sendet seine Jünger aus, das Evangelium der welterlösenden Liebe zu verkündigen. Seine Liebe ist Kraft und Tat. Deshalb war sie ein neues Gebot.

Wir haben es zu erfüllen.

Aber wie ist das zu machen?

Wenn jetzt ein Gesetz erlassen wird, fügen die Gesetzgeber in der Regel die Ausführungsbestimmungen hinzu. Die sind unter Umständen recht ausführlich.

Die Anwendung und Auslegung des Gesetzes soll dadurch unter verschiedenartigen Verhältnissen ermöglicht werden.

Aber die Zeiten ändern sich. Das Gesetz und die Ausführungsbestimmungen bleiben. Dann wird Vernunft Unsinn, Wohltat Plage.

Jesus unterscheidet sich dadurch von anderen Gesetzgebern, daß er alle Formulierungen und Festlegungen unterläßt. „Wie ich euch geliebt habe,“ das ist die einzige Direktive. Seine eigene Art, sein Leben, seine Gesinnung soll die Richtschnur sein.

Er hat mit seiner Liebe begonnen bei den Seinen, im kleinen Kreise, an zwölf Männern. Das sollte unserer Liebe den Weg weisen.

Meist gehen die Menschen den umgekehrten Weg. Sie fangen draußen an und wirken im großen Stil. Die Liebe will, daß den Armen geholfen werde. So organisieren sie die Massen zum Klassenkampf und halten Kongresse über Verkürzung der Arbeitszeit und Erhöhung des Arbeitslohnes. Jesus würde heut Sozialdemokrat sein, sagen sie.

Die Liebe will, daß der menschenmordende Krieg aufhöre, so gründen sie Friedensgesellschaften und rufen Krieg dem Kriege. Jesus würde heut auf dem Kongreß der Friedensgesellschaften präsidieren, sagen sie.

Die Konfessionen streiten miteinander um die Wahrheit. Die Evangelischen gründen den Evangelischen Bund. Die Katholiken den Katholischen Volksverein. Aus Liebe zum Evangelium und zum deutschen Volk wollen sie beide wirken. Und Jesus soll durchaus ihr Parteimann sein.

Weg mit allen Konfessionen, rufen andere. Die Liebe will, daß im weiten Menschheitsdom sich Katholiken und Protestanten zusammenfinden. Jesus würde heut Logenbruder sein, sagen sie.

Massenwirkung ist immer das Ziel. Ob mit solchen Versuchen die Liebe jemals gewachsen ist auf Erden?

Sicher ist, daß viele heilige Begeisterung dabei in die Brüche ging. Viele Menschenfreunde, die so anfingen, endeten in Verbitterung.

Jesus ging den umgekehrten Weg. Von innen nach außen. Wenn wir zu Hause anfangen, haben wir genug zu tun. Erreichen wir da etwas, dann wird's schon weiter wirken. Und wir sehen jedenfalls die Früchte. Und wir können uns über unsere Erfolge freuen.

Jesus ist über sein kleines Heimatsland kaum hinausgekommen. Und irgend welche heroische Taten hat er vor dem Kreuzestode nicht vollbracht. Er gewann die Herzen durch seine Liebe, die er einzelnen bewies. Er lebte und liebte in den kleinen Dingen des Lebens.

Er sprach zu der Witwe zu Nain: „Weine nicht!“ Gelegentlich kehrte er einmal bei armen Leuten ein. Er grüßte freundlich auf der Straße. Er entschuldigte den zweifelnden Johannes. Er ließ die kleinen Kinder zu sich heran und segnete sie.

In all diesen kleinen, unscheinbaren Dingen offenbarte sich seine Liebe. Ich denke, so sollen wir es auch tun.

Selten einmal bietet sich eine Gelegenheit, Hervorragendes zu leisten. Wer seine Lebenskraft und Opferfreudigkeit aufsparen wollte darauf hin, könnte vergeblich warten. Und viel Liebe, die er hätte tun können, bleibt ungeschehen.

Aber jeder hat die Möglichkeit in den unzähligen, kleinen Vorkommnissen, aus denen sich das Leben zusammensetzt, seine Liebe zu beweisen.

Ein weinendes Kind zu beruhigen, einem Vater freundlich zu begegnen, der müde und übellaunig von der Arbeit des Tages heimkehrt, dem Kranken in der Familie seine Schmerzen lindern, mit Ruhe und Sachlichkeit einem drohenden Streit vorbeugen, Frieden stiften — das sind alles kleine Dinge.

Aber das heißt lieben, wie Jesus geliebt hat.

Und wenn die große Prüfung kommt, wo die große Liebestat getan werden muß, die Grübelanten und Maulhelden werden sie nicht bestehen und vollbringen, sondern diejenigen, die im Kleinen treu gewesen sind.

Die Liebe Jesu ist auch daran eigentümlich, daß er sich nicht verbittern ließ durch den Undank und die Unwürdigkeit der Leute. Das lag wohl daran, daß in seiner Liebe viel starker Glaube war an die Menschen, an das verborgene, heimliche Göttliche in ihnen.

Er hat ja genug Enttäuschungen erlebt. Tausenden hat er geholfen, die ihm mit Undank lohnten. Jünger wandten sich von ihm, weil ihre Selbstsucht keines Opfers fähig war. Judas verriet ihn. Petrus verleugnete ihn. Das Volk, das am Sonntag Hosiannah rief, schrie am Freitag: Kreuzige ihn!

Aber dennoch bleibt seine Liebe treu, sein Glaube fest. Und er hat Recht behalten. Wenn die Menschen jung sind, sind sie Optimisten. Sie schließen sich leicht an, denken von allem das beste und verschenken ihr Vertrauen an alle Welt. Wer älter wird, merkt, daß die Menschen nicht sind, was sie scheinen. Jeder macht üble Erfahrungen. Dann kommt über jeden die Gefahr, mißtrauisch und verbittert zu werden gegen alle. Das Herz vertrocknet. Und das ist eine traurige Sache, ein früher Tod.

Gegen solches Vertrocknen kann uns nur die Liebe schützen, in der viel Glaube ist. Man muß an die Menschheit glauben trotz der Menschen. Man muß an die Menschen, d. h. an das Gute in ihnen, glauben, trotzdem ihre Fehler uns ganz deutlich werden.

Wer so den Menschen Vertrauen entgegen bringt, kann die Menschen gewinnen und sie auf den rechten Weg bringen. Maximilian Gebhardt.

Ein Beitrag zur Mahdistenbewegung

In den Jahrgängen 1897 und 1898 des Protestanten-Blattes war von Muhammed und seiner Religion im allgemeinen wie von der religiösen Bewegung der muhammedanischen Derwische im besonderen mancherlei zu lesen. Gerade diese durch den neuen Mahdi (Heiland) hervorgerufene Erhebung unter den Negerstämmen des Sudan fand auch in unserem Vaterland allseitige Beachtung; aus einem doppelten Grunde. Aus einem kulturellen: denn in jenem Drama des Fanatismus spielten auch Europäer eine Rolle, so vor allem die Engländer Charles Gordon und Lugton, die Deutschen Emin Pascha und Karl Neufeld, die Österreicher Rudolf Slatin und Pater Josef Ohrwalder. Ihr Schicksal hielt die gebildete Welt jahrelang in Spannung. Dazu kam der religiöse Grund: zu sehen, wie die Glaubenspredigt eines begeisterten Muhammedaners in kurzer Frist Tausende und aber Tausende entflammt; wie dann unter seinem Nachfolger der heilige Krieg zu einem Schreckensregiment rohester Form ausartet, bis englische Truppen, anfänglich geschlagen, schließlich dem religiösen Taumel ein jähes Ende bereiten.

Als der Kalif den Engländern schließlich in die Hände fiel, zogen bereits andere Ereignisse die Aufmerksamkeit der Kulturvölker auf sich, vor allem der Burenkrieg. Dem folgte die China-Expedition und der russisch-japanische Feldzug, so daß die afrikanischen Derwische mit ihrer Besiegung auch dem Interesse der Gegenwart entzogen waren, und niemand mehr darnach fragte.*) Da kommt der Bericht eines sachverständigen Augenzeugen aus den Tagen der Niederwerfung der Mahdisten und fesselt unsere Aufmerksamkeit aufs neue. Es ist dies das Buch eines deutschen Offiziers, der im Auftrage des preußischen Generalstabs im Sommer 1898 die englisch-ägyptische Armee begleitete, der nachher in gleicher Eigenschaft auch nach China ging. Was aber mehr wiegt als diese Ehrenaufgabe: er hat als Begleiter des Dr. Peters bei der deutschen Emin-Pascha-Expedition 1889 das tropische Afrika hinreichend kennen gelernt. Dieses aus Briefen, Tagebüchern und Dienstberichten zusammengestellte Buch führt den Titel:

Ad. v. Tiedemann: Mit Lord Kitchener gegen den Mahdi. Erinnerungen eines preußischen Generalstabs-Offiziers an den englischen Sudanfeldzug. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn 1906. (4 Mark; geb. 5 Mark).

Das Buch enthält, um die äußere Ausstattung gleich zu erwähnen, neben zwei Kartenskizzen fünf vorzüglich wiedergegebene Porträts: außer Lord Kitchener und dem Verfasser werden Kapitän Meißel, Slatin Pascha und Frau v. Tiedemann dem Leser vorgestellt. Schon daraus ist der — ich möchte sagen: familiäre Charakter des Buches zu ersehen. Das schließt ja Gediegenheit und Befriedigung wissenschaftlichen Interesses keineswegs aus, wie denn an solchen Stellen, wo sich der Offizier in seinem Elemente fühlt, also bei der Beschreibung der Hauptschlacht oder bei Verhandlungen wegen Pferdekaufs in Kairo, die Schilderung am anschaulichsten wird. Von den Vorgängen im Sudan bekommt man allerdings, abgesehen von dem geschichtlichen Überblick der Einleitung, erst von der Mitte des Buches an zu hören. Die Briefe während der Seereise über Bremen, Antwerpen, Genua, Neapel, Umailin sind ja auch ergötzlich zu lesen, und die dann folgenden Mitteilungen über das Sommerleben in Kairo geben Zeugnis von der scharfen Beobachtungsgabe des Verfassers; allein statt der ausführlich erzählten Albernheiten des westfälischen Schlächtermeisters an Bord der „Gera" oder einiger absprechenden Urteile über berührte Städte würde man lieber manches auf das ferne Ziel hindeutende Wort vernehmen, und wären es auch nur Studien aus zweiter Hand über Land und Leute im Sudan, über politische und religiöse Verhältnisse daselbst.

*) Ob die kurz vor Weihnachten 1906 in London versteigerten Reliquien aus dem Sudanfeldzug (Gebetsteppiche des Mahdi und des Kalifen, Tafeln mit Koransprüchen, eine Standarte usw.) große Beachtung im Volke fanden, weiß ich nicht.

Aber die dadurch geweckte Spannung auf die Hauptsache wird dann reichlich befriedigt. Die Schilderung der unbequemen Fahrt nilaufwärts, die militärischen Vorbereitungen zur Hauptschlacht am Sedanstage 1898, der drastische Verlauf dieser selbst und ihre weitreichenden Folgen, wozu in erster Linie die Befreiung Karl Neufelds aus zwölfjährigem Kerker gehört: Diese Lektüre macht dem Leser öfter das Blut wallen und die Haare sträuben.

Im Anhang findet sich dann noch eine eingehende Charakteristik des Sirdars Kitchener, eine ebenso dankenswerte wie gerechte Beurteilung des Mannes, der besonders im Burenkriege bei uns zu den bestgehaßten zählte. Überschütteten anno 1870 die Engländer unsere Führer, besonders Bismarck und Moltke, mit ihren Gehässigkeiten, so haben wir ihnen das 30 Jahre später reichlich vergolten. Es ist darum mit Freuden zu begrüßen, hier ein unparteiisches Urteil über die vielberufene „Grausamkeit" Kitcheners (nebenbei auch der Dum-Dum-Geschosse) zu erhalten. In einem Falle bekennt v. Tiedemann sogar freimütig, sein im Briefe niedergelegtes Urteil müsse er „im Interesse der Wahrheit" widerrufen. Er hatte den Bruder von Cecil Rhodes den „berüchtigten Oberst" genannt gemäß dem, was er zu Hause über ihn gelesen; „tatsächlich habe ich — so urteilt er nun — selten einen freundlicheren, ruhigeren alten Herrn kennen gelernt." So gebührt dem Buche auch das Verdienst, chauvinistischen Anwandlungen ohne alle Gereiztheit entgegenzuarbeiten und fremdes Verdienst bereitwillig anzuerkennen. Es verkleinert den deutschen Offizier nicht, wenn er am Schlusse seines Buches bewundernd von Kitchener schreibt: „Er hat sein Ziel erreicht, den Preis jahrelanger Mühen und Entbehrungen. Er hat den Mahdismus zerschmettert, er hat — und das wird ihm in den Augen Englands höher angerechnet als manches andere — Gordon gerächt und er ist, aus einfachen Verhältnissen hervorgegangen, zum Peer erhoben worden mit dem stolzen Titel eines Lord of Chartum. Als er damals auf den Trümmern von Gordons Hause stand, als die Flaggen emporstiegen und der Salut donnerte, da ist ihm das Herz groß geworden, und er vermochte die Träne nicht zu verbergen, die sein wetterhartes Gesicht herunterrollte. Glücklich der Mann, dem eine solche Stunde beschieden!"

So bildet dieses Buch durch seine packenden Schilderungen unmittelbar aus der Situation heraus einen wichtigen Beitrag zu der bereits reichen Literatur über die Mahdisten und wird allen willkommen sein, die jener religiösen Bewegung ihr Interesse zugewendet. Rauch.

„Das Größte, was wir kennen".

Freie Betrachtungen nach der gleichnamigen Schrift Ralph Waldo Trines.

Mehr als je stehen unsere Mitmenschen in ihrem Tun im Wettstreit der Berufsarbeit, in ihrem Denken im Joche der auf Erden wie im Weltganzen herrschenden Naturgesetze. Deshalb sehnen sie sich aus dem Kampfe ums Dasein und der Gedankenkette von Ursache und Wirkung heraus nach dem Frieden, zu ihres Lebens Urquell hin, dessen Wasser nirgends so rein und reichlich quillt als in der frohen Botschaft Jesu Christi vom Vater im Himmel.

Die verschiedenen christlichen Kirchen bieten das ersehnte Lebenswasser nur getrübt in ihren Lehrmeinungen, als unumstößliche Wahrheiten an. Einst von Menschen aufgestellt, widersprechen sie sich gegenseitig, dazu auch den Offenbarungen der Naturgesetze. Aus dem Bedürfnis nach Einigung der religiösen und wissenschaftlichen Wahrheit

sind in unserer Zeit zahlreiche Schriften entstanden. Dazu gehört auch die Schrift des Amerikaners Waldo Trine über „Das Größte was wir kennen" in deutscher Übersetzung von Dr. Max Christlieb erschienen, Die außergewöhnlich rasche Verbreitung dieser Schrift erklärt sich aus der festen Zuversicht des Verfassers, die Quelle des wahrhaft beglückenden Lebens aus dem Evangelium wieder entdeckt zu haben, dann auf der volkstümlichen selbstbewußten Sprache, endlich auf dem Unwillen, den er einer den gedankenlosen Glauben an den Bekenntnis-Buchstaben fordernden Theologie entgegenhält. Trotz einiger Widersprüche gegen Trines Darlegungen, halte ich sie einer Wiedergabe im wesentlichen wert. — Als Leitsätze darin führe ich an:

1. Die reine Vernunft in uns zeigt uns als Größestes das unendliche Leben im Weltall.

2. Dieses Leben ist dem Sein gleich. Wo das Sein Gestalt annimmt, sprechen wir von Dasein. Das irdische Menschendasein lebt im Leibe.

3. Der Menschenleib ist beschränkt und vergänglich. Der Geist beherrscht den Leib, und erfaßt das Ewige. Deshalb hat der Menschengeist Teil am ewigen Leben. Er lebt in uns bewußt oder unbewußt.

4. Nur im Denken kann das ewige Leben von uns erkannt werden.

5. Das ewige Leben ist auch das ewige Gut. Als solches nennen wir es „Gott".

6. Das Übel ist vergänglich, darum stammt es nicht von Gott. — Das einzige wirkliche übel ist des Menschen Schuld. Sie besteht in der rücksichtslosen Selbstsucht, also in der Abwendung von Gott.

7. Friede, Glück und Anwartschaft auf ewiges Leben wird uns in dem Maße zuteil, wie wir aus einem selbstsüchtigen, nur sinnlichen Leben uns zu einem sittlichen Leben mit Gott erheben. Das Bewußtsein, daß unser Geist Gottes-Geist selbst ist, kann uns selig machen. Dies Bewußtsein macht uns frei von Schuld — ohnedem haben wir Furcht, Sorgen, Krankheit und Leid.

8. Von allen Menschen hat Jesus Christus am innigsten mit uns in Gott gelebt. Er hat uns von dem Gottesgeiste in uns, und dem ewigen Heil Gewißheit gebracht, und das höchste Vorbild für das Erdenleben uns gegeben.

Zu den voranstehenden Leitsätzen werden in vier Abschnitten Ausführungen gegeben. Der erste über die göttlichen Kräfte im Leben des Alltags, und der letzte „über den Weg", enthalten Sittengebote. Trine sagt: Soll der Gedanke der Gotteinigkeit im Menschen nicht bloß Meinung bleiben, so muß er der Gottesstimme, dem Gewissen, bei allem, was er tut, gehorchen. Wir sollen in selbstloser Liebe dem Nächsten beistehen. Wer so sein Leben hingibt, findet es als Gottes Leben in sich wieder — Frieden und Seligkeit sind ihm gewiß. — Trine erkennt damit an, daß die Gottes-Erkenntnis außer dem Denken auch eine Hingabe (Liebe) und den Willen zur Betätigung nötig habe.

Im zweiten Abschnitt seiner Ausführungen, überschrieben: „Die große, aber verlorene Gabe des Meisters" hebt Trine die Übereinstimmung seiner Gottes-Erkenntnis mit der frohen Botschaft Jesu vom Vater im Himmel hervor. — Er klagt darin, daß diese frohe Botschaft in den verschiedenen christlichen Kirchen fast verschollen sei. In ihnen höre man nur die heillosen Glaubenssätze von der Natur Christi und seines stellvertretenden Opfers. — Dagegen preist Trine am Schluß seiner Schrift den Frieden und das ewige Heil eines Menschen, in dem das Bewußtsein der göttlichen Herkunft seines Geistes lebendig ist, und nicht bloß inneren Frieden, sondern auch äußeren Segen für Gesundheit und Berufserfolg bringe solches Bewußtsein.

Mitten in diese Ausführungen hinein sind in Trines Schrift die Darlegungen über die reifsten Lebensgedanken des Philosophen Fichte gestellt. Offenbar sind diese Darlegungen von großer Bedeutung für Trines Religions-Philosophie, ebenso die allenthalben angeführten Wahrsprüche Jesu Christi, aber er versagt ihnen die beherrschende Stelle am Anfang seiner Schrift, weil er für die Erkenntnis Gottes keine Autorität, sondern allein das eigene Nachdenken und Empfinden gelten lassen will. Diese Freiheit der Erkenntnis muß Trine darnach auch mir in den nachfolgenden Darlegungen gestatten:

„Der Mensch mit seinen Kräften ist uns das Maß für alles in der Welt, auch für das Höchste."

Wir unterscheiden an uns den Körper: vielgegliedert, wechselnd im Stoff und Befinden, und die Bewußtseins-Einheit gebende Seele. Sie schafft sowohl die Verbindung der Außenwelt mit dem Körper durch Sinneseindrücke, wie sie umgekehrt aus sinnfälligen Erinnerungen durch Körperkräfte auf die Außenwelt wirkt. Mit unserem Körper gehören wir zur Außenwelt, mit der Seele uns selbst an, als Person.

Aus dem seelischen Vermögen, zum Empfinden, Erinnern und Streben, geht im Leben die geistige Kraft zum Fühlen, Denken und Wollen hervor. Diese bestimmt die Eigenart der Person.

Einheitlich wie die Seele unseres Körpers, zielbewußt wie unser Geist, also persönlich veranlagt, müssen wir uns auch die sie erschaffende und erhaltende Kraft „Gott" denken. Als ewiges Leben waltet er im Weltall. Alles Körperliche im Weltall, auch unser eigener Leib, wird durch Naturgesetze in einer endlosen Kette von Ursache und Wirkung zusammengehalten. Aber auch dem Streben unseres Geistes vom Bedürfnis zum Ziele ähnlich ist ein Wille im Weltall erkennbar. Das höchste Leben und die höchste Vollendung der Geschöpfe nach ihrer Eigenart scheint das Ziel des Weltgeistes zu sein.

Das Leben im Weltall besteht von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Bei allem Wandel der Stoffe und Kräfte geht nichts davon verloren. Die Weltseele ist einheitlich, wie unsere eigene Seele. Wenn „Wirkung mitzuteilen und zu erfahren" das Kennzeichen jedes Lebens, und auch jedes Seins ist, so ist das höchste Leben zugleich das höchste Sein. Es wirkt auch in uns. Schauen wir nach außen, auf die unendlichen Sternenwelten, dann ist uns das ewige Sein unerfaßlich, darum unpersönlich. Schauen wir nach innen, auf die Regungen unseres Denkens und Fühlens, dann werden wir uns unseres Geistes als Teil des Gottesgeistes bewußt, der unserer Person persönlich sich darstellt. In allen unseren Herzensnöten ist der persönliche Gott, der in uns lebt, unsere Zuflucht und Ziel. Wenn wir somit Gott als den Gründer, Erhalter und Förderer unseres Heiles erkennen, so sind wir dennoch oft dem Übel anheimgegeben. Wir gedenken hier der Gebrechlichkeit unseres Körpers, des Unfriedens unseres Geistes. Ohne Ende haben wir uns gegen äußeres und inneres Verderben zu wehren. — Zweifellos läßt Gott das Übel zu, aber nur als vergängliches Mittel zu unvergänglichen Gütern: Im Kampfe gegen verderbliche Naturkräfte ist die Geisteskraft und die Kultur der Menschen erwachsen. Zur Hilfeleistung gegen Übermacht haben die Menschen im Bande der Familie und des Staates sich zusammengetan. Nur in der Schule der Übel hat sich die Menschheit vervollkommnet. Selbst der Übel größestes, die eigene Schuld, hat den Menschen aufwärts getragen, denn der Schuldbewußte muß die Gottesferne als schlimmstes Leid erfahren; sie führte ihn dazu, die Gottesstimme in sich, das Gewissen, zu erhören.

Waldo Trine ruft aus: „Das Bewußtsein, Gott ist in mir, hat meine Schuld getilgt, und meine Zukunft beseligt!" Nicht viele Menschen werden ihm das nachrufen, auch die nicht, in denen Gott lebt. Wir alle wissen, wie leicht wir trotz aller Vorsätze in Schuld fallen, daß wir uns nur zur Gotteshöhe erheben können, wenn wir demütig unserer Schwäche uns bewußt bleiben. Auch an das Erfassen der Gotteskraft in uns durch bloßes Denken, kann ich mit Trine nicht glauben.

Werden wir uns der Liebe unserer leiblichen Eltern je durch Nachdenken bewußt? Nein! Wir suchen ihre Liebe,

die wir an uns erfahren haben, zu erwidern. So geschieht es auch mit unserem geistigen Vater. Der Verfasser des ersten Johannis-Briefes (4, 16) hat recht, wenn er ausruft: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm." Die Gewißheit der Gotteinigkeit treibt zu Taten der Liebe, und begnügt sich nicht mit einem untätigen Fürwahrhalten. — In dem ausführenden Teile seiner Schrift gibt dies W. Trine auch zu. Für die Betätigung des Gottesbewußtseins in uns, verweist er auf das Vorbild Jesu Christi. Auffällig erscheint es, daß er dabei die Worte des Johannis-Evangeliums bevorzugt, indem die Apotheose des Menschensohnes, die alsbald nach seinem Kreuzestode begann, schon soweit ausgebildet war, daß Jesus als Gott in Menschengestalt angebetet ward. Darnach hat in der christlichen Kirche die Vergöttlichung des Heilands immer größereGewalt genommen. Fast verschwindet der Gott Himmels und der Erden in der Anschauung der Christen hinter dem Menschensohne, dessen unschuldig vergossenes Blut den Zorn des Vaters über der Menschheit Sünde tilgen muß: „Nur mit dem Sohne und dem heiligen Geiste darf Gott, der Schöpfer aller Welten, noch gedacht werden": „Gegen das Reich Gottes wird ein Reich des Teufels und seiner Engel angenommen". Dazu gehört auch die ganze natürliche Welt, von deren Banden die leidende Menschheit durch widernatürliche Wunder Gottes und seiner Heiligen befreit wird.

Mit Recht erhebt Trine harte Anklagen gegen die herrschsüchtigen Theologen, welche durch die Abweichungen vom einfachen Evangelium der Gottes-Kindschaft Unzählige um Frieden und Seligkeit gebracht, dazu Krieg und Scheiterhaufen aller Orten auf Erden entzündet haben.

Möchte die evangelische Wahrheit vom ewigen Leben Gottes in uns, wie die Sonne die Wolken, die Schatten der Kirchen-Bekenntnisse verteilen, und immer größer die Gemeinde werden, die mit Christus Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetet. Die Erkenntnis Gottes als des allein wahren ist das ewige Leben, welches im Himmel und auf Erden und im Menschen ist. Kade.

Einsiedeln.

Von Gertrud Faut.

Im Dunkel der umgitterten Kapelle, tief hinten, wohin das Licht der Kerzen nicht dringen kann, — unsichtbar, — mit Goldgehängen verhüllt, nur zitternd geahnt von betenden Seelen: „Gegrüßet seist du Maria!"

Ein sonderbarer Winkel, wenn man von draußen hereinkommt, wo die Lokomotiven pfeifen und die Fabrikschlote rauchen, wo moderne Menschen unbeirrt ihres Wegs gehen und über alle Rätsel des Lebens so sachlich Bescheid wissen . . . .

So klug bin ich zwar nicht wie sie, aber ich kam doch auch mit jener Art von Überlegenheit, die über einen Eindruck schon im voraus im reinen ist und sich nicht im mindesten mit ihm zu beläftigen gedenkt. . . .

Der Wind pfiff durch die offene Halle der kleinen Station, in der ich endlich zum letztenmal umsteigen sollte. Ich weiß nicht mehr, wie das Nest hieß.

Auf den Geleisen standen unbeweglich ein paar massige Waggons mit ihren angehängten Schildern. Zwischen ihnen auf dem Bahnsteig war ein fahrbares Büfett aufgestellt, welke Trauben darauf, — Zeitungen, Backwerk. . . .

Eine Frau ging dran auf und ab, die Hände fröstelnd in ihren schwarzen Wollschal gehüllt.

Wartesaal gab's keinen.

So wanderte ich eben auch auf und ab, immerfort an der Frau vorbei. Vom einen Ende des Stationsgebäudes, wo man ein Stück niederen Herbsthimmels sah, zum andern.

Schließlich kaufte ich ihr ein paar Postkarten ab. Auf der einen der Papst in prächtigem Purpur, die andere mit goldgetupfter Landschaft, — ein zartes Liebespaar im Vordergrund.

Der Zeiger auf der seitlich vorgehängten Bahnhofuhr kroch langsam voran. Immer noch eine halbe Stunde, bis es weiterging! Spätnachmittag würd's sicher werden, bis ich in E. ankam.

Ich hatte mich für den einzigen Passagier gehalten, und den andern bis jetzt nicht bemerkt, der unbeweglich im Schatten eines kleinen Vorbaus auf seinem Koffer saß. Im Hin- und Hergehen betrachtete ich ihn unwillkürlich.

Ein junger Mann war's, sehr jung, wie mir schien. Das Gesicht bartlos, auffallend weiß, zwei verdächtig rote, scharf umzirkelte Flecken darin.

Ein ärmlicher dunkelgrauer Kragen, dem die Haare ausgegangen waren, hing um die schmale Gestalt.

Merkwürdig starr saß er da, den Blick immer gerade aus.

Er sah mich wohl gar nicht.

Endlich schrillte eine Glocke; ein Bahnbeamter trat aus dem Bureau. Die Frau schob ihren Büfettwagen herbei, und aus dem Nebel herein wetterte wichtig der kleine Zug.

Aus dem Wagenfenster schaute ich mich nach dem andern um.

Da kam er mühsam einhergehinkt, — erst jetzt sah ich die gepolsterte Krücke unter dem einen Arm, — mein Gott, war denn der arme Mensch noch nicht elend genug? Kaum hatte er sich gesetzt, so stampfte das Züglein hinaus.

Wir saßen in einem Waggon mit querdurchlaufenden Bänken, in dem die einzelnen Abteilungen getrennt waren, aber doch einen freien Überblick gestatteten. Am einen Ende saß ich.

Die mittlere Abteilung nahmen ein paar sprachgewandte Damen ein. Das Lager eingekaufter Pakete um sie her bot hinreichenden Gesprächsstoff für die Weiterfahrt.

An der andern Schlußwand, mir gegenüber, lehnte der junge Mann.

Draußen fing es an zu regnen. Die Tropfen schlugen klatschend gegen das Fenster.

Ich wickelte mich in mein Plaid und versuchte zu schlafen.

Das Stampfen der Räder und das endlose Frauengeschwätz in dem schwerverständlichen Schweizer Dialekt waren ja einschläfernd genug.

Aber es wollte nicht gehen. Und immer, wenn ich wieder die Augen öffnete, sah ich gegenüber das bleiche Gesicht mit den roten Flecken.

Der drüben saß immer noch in der gleichen unbewegten Ruhe wie auf dem Bahnhof. Aber, — es packte mich förmlich, — was hatte der Mensch für Augen! So starr er sonst war, die sprühten Leben! Der Blick ging weit hinaus wie in Fernen. Eine Welt von Hoffnung lag darin und ein starker, zwingender Wille.

Nach Einsiedeln, natürlich, dachte ich und blickte weg.

Er tat mir leid, der Arme, aber weiter beschäftigen mochte ich mich nicht mit ihm. Den vielgenannten Wallfahrtsort wollte ich mit sachlich kühlen Augen mir ansehen, nicht durch die Ekstase eines Schwärmers hindurch. —

Die breiten, gepflasterten Straßen waren schon wieder etwas abgetrocknet, als ich endlich dort ankam. Die Sonne schien, und der herbstliche Abend leuchtete in klaren Farben.

Langsam wanderte ich vom Bahnhof her durch die Stadt.

Eine offene Kapelle stand am Weg. Hinter dem Gitter sah man das lebensgroße Kruzifix, das mit frischen Kränzen geschmückt war.

Reihen von Läden säumten die Straße ein, die Schaufenster mit buntem Kram überfüllt. Überall Marienbilder und lange Ketten von Rosenkränzen.

Am Ende der aufsteigenden breiten Gasse, — wie ein Wahrzeichen herunterleuchtend, — der schöne Barockbau der Wallfahrtskirche. Eine breite Treppenanlage, vorbei am Wunderbrunnen der Maria, führte hinauf.

Mein Aufenthalt in dem nächstgelegenen Gasthof dauerte etwas länger, als ich beabsichtigt hatte. Es war schon sinkender Abend, als ich mich wieder auf den Weg machte.

Zuerst durch die Arkaden hindurch, die sich der Treppenanlage unten zu beiden Seiten im Halbkreis anschlossen.

Auch hier wieder — auf langen, rotverhängten Tischen die farbige Auslage der Läden, nur aufdringlicher noch als dort. Bündel langer Kerzen, Wachsstöcke, Wachsfiguren fielen mir in ihrer Überfülle besonders auf.

Nur wenige Käufer waren da. Kurz vorher hatte das Hauptfest des Jahres stattgefunden. Darnach flaute der Fremdenstrom naturgemäß etwas ab.

Ein junges, etwas verwahrlost aussehendes Mädchen erhandelte ein Wachsherz, das größte, das vorhanden war.

Aus einer der Brunnenröhren trank ein Fremder, — tiefgebückt, — in langen durstigen Zügen.

Ein paar alte Weiblein, wie man sie meistens in katholischen Kirchen trifft, wandelten andächtig die niederen Stufen hinauf.

Ihnen folgte ich.

Das Hauptportal war geschlossen. Durch eine kleine dunkle Seitentüre mußten wir eintreten.

Drinnen empfing einen — anfänglich beklemmend, — die spezifische Atmosphäre dieser Kirchen, eine mit Weihrauch getränkte und vom Qualm schwelender Kerzen erfüllte Luft. Fast dunkel war's, denn der Schein der paar dünnen Wachslichter, die auf runden Steintischen am Eingang standen, reichte nicht weit in den gewaltigen Raum. Aus den Seitennischen aber kroch überall schwarzes Dunkel.

Umrisse hoher Säulen — schwarze verschnörkelte Gitter, dahinter das Gefunkel eines vergoldeten Sarkophags, wohl mit den Gebeinen eines Heiligen . . . .

In der Mitte aber, geheimnisvoll herausragend aus der Nacht des Kirchenschiffs, die schwarze Kapelle des Wunderbildes.

An goldener Kette leuchtete innerhalb ihres Gitters eine Ampel hernieder.

Ein Häuflein Menschen mit tiefgesenkten Häuptern knieten davor.

Leise schlich ich an das seitliche Gitter, aber meine Schritte hallten in der schweren Stille.

Ganz nahe trat ich heran, und meine Hand faßte unwillkürlich eine der eisernen Ranken. Da fühlte ich etwas Rundes, Kaltes; — ein kleiner Wachsfuß hing daran. Und da und dort an den barocken Verschnörkelungen hingen sie, die traurigen Symbole menschlicher Gebrechen, — arme stammelnde Opfer.

Ich mühte meine Augen ab, ins Innere zu dringen, den Platz des Mysteriums zu finden, aber sie sahen nichts als fließende Goldstoffe, hie und da das Aufblitzen eines Edelsteins, und bläulichen Weihrauchdunst.

Müde wurden sie davon.

Auf einmal hörte ich etwas atmen neben mir und wandte mich, sensibler als sonst in der ungewohnten Umgebung, darnach um.

Da lag ein Mensch an der Ecke des Gitters auf den Knieen, und ohne daß ich näher hinsah, wußte ich, es war der Krüppel. Seine Hände umkrampften das gewundene Eisen, die Stirne preßte sich tief hinein . . . . . .

Ich fühlte fast einen physischen Schmerz beim Anblick dieses heißen, einem Fremden preisgegebenen Ringens. — Aber ich konnte nicht weg.

Ein Strahl aus der vergoldeten Lampe traf sein Gesicht.

Da sah ich die Augen wieder.

Geradeaus gingen sie, tief hinein in das dämmernde Schweigen, und alle Seligkeit, die eine Seele ersehnt und alle Todesangst, mit der sie darum bangt, die trugen sie mit . . . . .

Eintöniges Murmeln, auf und ab wie leise brandende Wellen, erhob sich und klang von der anderen Seite herüber . . . .

Und in den vagen Schwingungen von Ton und Licht fing langsam die Wirklichkeit an zu verdämmern . . . . . .

. . . . Es war, als hörte ich den Strom des Elends rauschen, der aus gequälten Menschenseelen seit Jahrhunderten hingeflossen war zu den Füßen des Heiligtums, und sein Rauschen wuchs und schmolz zusammen mit der furchtbaren Melodie, die ewig aus der Menschheit Jammer über die Erde klagt . . . . . .

Aus Hunger, aus Krankheit, aus Begierden der Sünde, aus leeren Blicken des Abschieds, — dem Zittern verachteter Liebe, aus den Qualen der Reue und dem Röcheln des Todes. —

Wo war das Ohr, das ihn gnädig hörte, wo die mächtige Hand, einzugreifen zu mildem, versöhnendem Akkord . . .?

Einsiedeln, ein Ort bist du, wo sie lauter tönen als sonst und ungebrochener, diese Hilferufe der Menschheit. Durch Kinderkram hindurch, aber um so ergreifender in ihrer Not. —

. . . .

Es war wie ein leiser dumpfer Fall, der mich zurückrief ins Wachen.

Ich schaute mich um.

Die Kirche schien leer.

Der Mann an meiner Seite war umgesunken. Sein gekrümmter Körper lag am Boden, die eine Hälfte des Gesichts auf den kalten Steinen. Als schliefe er . . . . .

Vor dem Wunderbild in der Kapelle brannte ruhevoll das ewige Licht.

. . . .

Erst später, nach mancherlei Nachforschungen, habe ich seine Geschichte erfahren.

Freilich nicht die des Lebens, nur seines Todes. Denn aus jener schweren Ohnmacht ist er damals zu kurzer, tödlicher Krankheit erwacht.

Daß er ein Unglücklicher gewesen ist, der den Weg zum Glück gesucht hat, das habe ich ja schon vorher gewußt . . .

Ob er ihn gefunden hat? —

Vom Büchertisch.

D. Fr. Naumann. Die Stellung der Gebildeten im politischen Leben. Verlag der Hilfe. 0,30 M.

Das Protestantenblatt hat oft gegen die politische Gleichgültigkeit der Gebildeten gekämpft. In derselben Absicht geht Naumann ihren Ursachen nach, den in der Psychologie der Gebildeten und den in der Zeitgeschichte begründeten Ursachen. Es sind meisterhafte kleine Skizzen, in denen er die Egoisten, die Ästhetiker, die Individualisten und Antidemokraten schildert. Schlagend wirkt die Periodenteilung: die Politik der jungen Leute vor Einführung des Parlamentarismus, die der Juristen in der Verfassung gebenden Anfangszeit und die der materiellen Interessen. Was Naumann unter Hinweis auf England von seiner Hoffnung auf eine vierte Epoche sagt, wird viele erfreuen, die Naumann den Vorwurf der „Realpolitik", der Vertretung von Klasseninteressen usw. machen. Es wäre interessant, in ähnlicher Weise einmal den Ursachen der kirchenpolitischen Gleichgültigkeit nachzugehen. W. S.

Diese Bücher und Schriften sind zu beziehen durch die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Anzeigen.

Preis für die 4gespaltene Petitzeile (45 mm) 30 Pf. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt.
Reklamezeile 80 Pf. Beilagen nach Gewicht 15—20 M.

Wir bitten, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt" zu beziehen.

PARAMENTE
von
P. Bessert-Nettelbeck,
Kgl. Hof-Kunststickerei-Anstalt
BERLIN, S.W. 12, Markgrafenstr. 27a
sind allseitig anerkannt als
würdig, gediegen u. preiswert.
Muster und Vorschläge unentgeltlich und postfrei.

Prämiiert: Amsterdam 1883.
Rhein-, Mosel- u. Rotweine
Beste Bezugsquelle in Flaschen u. Gebinden. **Helbig & Mundschenk,** Weinbergs-Besitzer,
Bingerbrück a. Rh.
Anstellung und Proben gratis

DIE HILFE.
WOCHENSCHRIFT
für
Politik, Kunst und Literatur.
Notwendig für jeden Gebildeten, bringt regelmäßig
Politische Notizen
Politische und volkswirtschaftliche Aufsätze
Soziale Bewegung
Unsere Bewegung.
Aesthetische u. allgemeinwissenschaftliche Aufsätze. Novellen — Kunstliteratur — Allerlei — Briefkasten.
Herausgeber:
D. FR. NAUMANN.
Verlangen Sie kostenfreies Probeabonnement vom
VERLAG DER HILFE
BERLIN-Schöneberg.

Obstbau-Kolonie
EDEN e. G. m. b. H.
in
Oranienburg.
Naturreine Fruchtsäfte, Marmeladen, Gelees u. Kompottfrüchte.
Preisliste mit ärztl. und fachl. Gutachten frei.

Kirchen-Teppiche
gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse
nach Entwürfen von **Professor Beck**
liefert preiswert
in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format
Wilhelm Röper
Leipzig, Goethestrasse 1
Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoher Kirchenbehörden gratis und franko.

Familienanzeigen
kosten im **Protestantenblatt**
nur **15 Pfennig**
(statt 30 Pfennig) pro Zeile.

DER VOLKSERZIEHER
Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben.
Organ der Volkserzieher-Gemeinde.
Zugleich: **Der Bücherfreund** Blatt für Kunst, Religion und Wissenschaft.
Organ der Volkserzieher-Bibliothek.
Herausgeber: Wilhelm Schwaner.
Abonnenten beider Blätter sind gegen Zahlung von 1 M. jährlich Mitglieder der fast d. ganze moderne Literat. umfassend. Volkserzieher-Bibliothek. Man fordere ein unentgeltliches Probeabonnement auf einen Monat vom
Volkserzieher-Verlag, Berlin-Schlachtensee, Mariannenstr. 3.
Daselbst sind auch Prospekte der Germanen-Bibel kostenlos zu haben.

Bei der Erteilung von Inserat-Aufträgen betr.
Vakanzen und Stellenausschreibungen
bitten wir stets des
Protestantenblattes
zu gedenken.
Verlag des Protestantenblattes.

„Kirchlich-Liberal"
Halbmonatsschrift
für die Berliner kirchlich-liberale Bewegung.

Preis 1,50 M. jährlich, postfrei.
Herausgeber: **K. Schrader,** M. d. R., Berlin W. 35,
Steglitzerstrasse 68.
Expedition: ebendaselbst.

Hug & Co., Leipzig
Gegr. 1807. 9 Filialen.
Vorteilhafteste Bezugsquelle für
Violinen
Preis 12, 15, 20, 30, 50 M.
mit Kasten, Bogen, Schule u. Zubehör.
Probesendung! Nichtkonvenierende Violinen werden bereitwilligst umgetauscht!
Gratis Preisverzeichnis No. 6 über Violinen und Requisiten
Ein besonderes Verzeichnis über Musikalien für alle Instrumente versenden wir gratis und franko.

Kirchen-Orgeln
in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.
Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerke.
Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.
P. Furtwängler & Hammer
Hannover
Fabrik von Kirchen-Orgeln.

J. F. Weule
BOCKENEM a/Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für
Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

H. Becker in **Seesen** i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak.** 10 Pfd.-Beutel franko **8 M. Zigarren billigst.**

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gern und **unentgeltlich** mit, was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- u. Verdauungsbeschwerden** geholfen hat. **A. Hoeck,** Lehrerin
Sachsenhausen bei Frankfurt a. M.

Wer am
Gedeihen
des
Protestantenblattes
tatkräftig mitarbeiten will, der verhelfe
den inserierenden Firmen durch Bestellungen zum Erfolg
ihrer Inserate.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 19.

Berlin
Bremen.

8. Mai 1907.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Vom Protestantenverein. — Tagebuch: Das System Studt. — Die Berliner Stadtsynode. — Der Fall César. — Der Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. — Hannoverscher Verband der Freunde evangel. Freiheit. — Bremen. — Christliche Welt und Liberalismus. (Schluß.) — Versammlungskalender. — Anzeigen.

Vom Protestantenverein.

Vom Religionsunterricht in der Schule.

X. Deutscher Protestantentag. Heidelberg, 29.—31. August 1876.

Professor Seydel (Leipzig): Ich habe mir das Wort erbeten zunächst nur in der Eigenschaft eines Vaters, der Kinder zu erziehen hat, damit es nicht unausgesprochen bleibe, mit wie ernsten Besorgnissen die Väter und ebenso auch die Mütter, die es mit der Religion ernst meinen, ihre Kinder einem fremden Religionsunterricht anzuvertrauen in der Lage sind. Man hat sich bemüht, seinen Kindern in der zartesten Jugend eine pietätvolle Scheu gegen das Gebiet des Unerforschlichen und Ueberirdischen einzupflanzen, vor allen Dingen Achtung, Ehrfurcht und zärtliche Hinneigung zu dem, was sie den lieben Gott nennen, in ihnen zu pflegen. In der Schule kommt das so vorbereitete Kind unter Einflüsse, durch welche ihm oft ein dem väterlichen Sinn völlig entgegenstehendes Religionssystem mitgeteilt wird. Ich habe vielfältig die Bemerkung gemacht, daß gerade jene pietätvolle Scheu im Blick auf jene überirdischen Gebiete dem Kinde so rasch dadurch verloren geht, daß durch die übliche trockene Katechisationsmethode dem Kinde der ihm ganz unverständliche Stoff abgefragt wird. Ich habe Schulprüfungen beigewohnt, bei welchen Kinder im 11. oder 12. Jahre mit solcher Geläufigkeit die orthodoxe Lehre über den stellvertretenden Sühnetod Christi darzustellen wußten, daß Anselmus von Canterbury seine Freude gehabt hätte, während mich ein Schauer überlief, wenn ich mir sagte, diese Kinder erklären mit dem Ausdrucke der Andacht die Notwendigkeit, daß der Sohn Gottes für unsere Sündenschuld sterben mußte, und sie tun dies mit Worten, bei welchen sie weder etwas denken, noch etwas fühlen. — — Ich habe dies alles nur ausführen wollen, um zu sagen, mit welchen Hoffnungen gewissenhafte Eltern in Zukunft einem Religionsunterricht entgegensehen müssen, der von Pädagogen in der Weise behandelt wird, wie dies heute geschehen ist, und ich hoffe, daß es uns dann wohl etwas leichter werden wird, unsere Kinder dem öffentlichen Religionsunterricht anzuvertrauen, wenn diese Grundsätze immer mehr die herrschenden werden. —

IV. Deutscher Protestantentag. Berlin, 6. und 7. Oktober 1869.

Prof. D. Holtzmann über die Schulfrage: „Die bestehende Methode des Religionsunterrichtes dagegen gleicht vielmehr einem Mord an der Religion. Welche Sachlage hat doch ein mit hartnäckiger Folgerichtigkeit in verkehrter Richtung erteilter Religionsunterricht geschaffen! Da liegen die scholastischen Lehrsätze, welche auf Schritt und Tritt Veranlassung schon zu rein formeller Beanstandung bieten, und die jeden Rest von gutem Geschmack nicht selten verletzenden Liederverse, welche viele von ihrem Religionsunterrichte her für wesentliche Stücke des Christentums halten — sie liegen wie aufgehäufte Felsblöcke vor dem Eingange des Heiligtums, und leidige Erinnerungen lassen den Zug des Gemüts nach diesen Pforten nicht aufkommen. Im Namen der Religion, die wir vertreten, müssen wir wünschen, daß dieses Hemmnis schwinde — schwinde aus den Seminarien, Schulen und Häusern, weil es nachgerade überall nur dazu dient, eine Menge von Vorurteilen gegen die Religion selbst zu erzeugen und wach zu erhalten. Die ganze protestantische Gemeinde, wo sie überhaupt noch von guten Geistern nicht verlassen ist, wird aufatmen, sobald eine Schranke fällt, welche jetzt immer bedrohlicher einer unbefangenen Würdigung dessen entgegensteht, was unser Volk an vollwertigen Schätzen der Religion besitzt. Derjenigen Kirche aber, welche auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes keine höhere Aufgabe kennt, als die herkömmlichen Gebrechen sorgsamst zu erhalten, und welche doch zugleich eine bevorrechtete Stellung auf dem Gebiete der Schule einnehmen will, ruft die gesamte Lehrerwelt schon heute mit vollem Recht den in diesem Falle erschreckend wahren Satz zu, daß wer auf eigenem Gebiete den pädagogischen Haushalt nicht versteht, ihn auf fremdem zu führen keinerlei Beruf hat."

„Es ist heute Zeit und hier der Ort, es auszusprechen: der Grundsatz der Trennung von Staat und Kirche wird auch auf dem Gebiete der Schule volle Wirklichkeit werden, es wird schließlich zum radikalen Auseinander kommen, wenn die Kirche jene geordnete Mitwirkung, welche ihr der Staat gegenwärtig auf dem Gebiete des Volksunterrichtes einräumt, methodisch dazu ausbeutet, Schwierigkeiten zu schaffen und Lehrer wie Schüler in einer Weise zu bearbeiten, welche weder mit den obersten Kulturzwecken des Staates, noch mit den Anforderungen eines gleichmäßigen, in sich einheitlichen Unterrichtes vereinbar ist. Es geht nicht an, daß Ereignisse des täglichen Lebens, Vorgänge in der Natur, Tatsachen der Geschichte dem Kinde unter völlig entgegengesetzten Beleuchtungen dargestellt, in direkt widersprechenden Richtungen erklärt werden. Im Verein mit einer Kirche, welche der Wissenschaft den Krieg erklärt, kann sich der Staat nur kompromittieren. Das Kreuz der Lächerlichkeit ist kein Ordensschmuck für den Staat. „Heißt es aber nicht den guten Willen der Zahlungspflichtigen ersticken, wenn man sie Schulhäuser bauen läßt, um hinterher zu bestimmen, daß das Gegenteil von dem darin gelehrt werden soll, was Vernunft und Gewissen des besten Teils der Nation fordern? Wie kann man von jemand Geld verlangen, damit seine eigenen Kinder von einer geistlichen Kaste gegen seinen Geist und Willen für ihre Sonderinteressen erzogen werden, und damit eine zelotische Schar dienender Schulmeister ihn, den Zahlenden, und die Ueberzeugung seines Herzens vor seinen eigenen Kindern anfeinde und herabsetze?"

Tagebuch.

Das System Studt — oder die gegenwärtige Kirchenpolitik in Preußen stand auf der Tagesordnung einer großen Versammlung, die der Deutsche Protestantenverein am 12. April in Berlin berufen hatte. In glänzender Darstellung gab der Kölner Professor Dr. Geffken eine Schilderung der rheinisch-westfälischen Fälle Römer, César, Jatho; mit scharfer Kritik ging der Präsident des Deutschen Protestantenvereins, Karl Schrader, ins Gericht mit der preußischen Kirchenverwaltung, dem Erlaß des Oberkirchenrats gegen die 147, der päpstlichen Haltung der Kirchenbehörden, die sich anmaßen bestimmen zu können, was zu glauben sei, endlich mit dem Volksschulgesetz und der Haltung der Regierung zur geistlichen Schulinspektion. Herzliche Grüße brachte der Berliner freigesinnten Protestanten, als Vertreter des Verbandes der Freunde evangelischer Freiheit in Rheinland und Westfalen, Oberlandesgerichtsrat Müller in Köln. Pfarrer Heyn von den Greifswalder Freunden evangelischer Freiheit, Pfarrer Baur aus Basel als Schweizer Reformer, Pfarrer D. Fischer sprach das Schlußwort. Folgende Resolution wurde angenommen:

I. „Die evangelische Kirche ist im Gegensatz zur katholischen ihrem Wesen nach nur die geschichtlich gegebene und daher wandelbare Form für den unwandelbaren Ewigkeitsgehalt der christlichen Religion. Ihre Auffassung als dogmatische Lehranstalt entspricht den Bedürfnissen neuzeitlicher Frömmigkeit nicht mehr. So erfordert ihr eigenes Wesen, daß sie sich allmählich wandele zu einer kraftvollen, sittlich religiösen Lebensgemeinschaft ohne alle dogmatischen Lehr- und Glaubensverpflichtungen, ein Ideal, wie es schon vor hundert Jahren einem der größten evangelischen Theologen, F. Schleiermacher, vorgeschwebt hat. Diese Wandelung muß in einer Weise herbeigeführt werden, welche gewaltsame Erschütterungen des kirchlichen Gemeinlebens so lange wie irgend möglich vermeidet und auf dem Wege vorsichtiger pietätvoller Reform des Veralteten ihrem Ziele zustrebt. In diesem Sinne erscheinen als dringendste Bedürfnisse der nächsten Zukunft: 1. eine Aenderung der kirchlichen Gesetzgebung zum Zwecke der Sicherung evangelischer Glaubensfreiheit, welche eine gesunde Weiterentwickelung des evangelischen Bekenntnisses ermöglicht. 2. Die Abschaffung des Kolloquiums mit Geistlichen anderer als der preußischen Landeskirche, um den Mißbrauch zu verhüten, der in letzter Zeit mit dieser Einrichtung zu Lehrprozessen und Ketzergerichten getrieben ist. 3. Die Uebertragung der Entscheidung von Lehrfragen an eine von den kirchenregimentlichen Verwaltungsbehörden unabhängige Instanz, um dadurch Geistliche und Gemeinden von der gegenwärtigen Rechtsunsicherheit zu befreien. 4. Die gesetzliche Festlegung der eigenen Verantwortlichkeit des Oberkirchenrats gegenüber den Eingriffen der Provinzialkonsistorien in die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Pfarrer und Gemeinden.

II. Eine Folge der Herrschaft der Orthodoxie in der evangelischen Kirche ist die gesetzliche Festlegung der Konfessionalität der Volksschule.

Deren volksbildende Wirksamkeit wird durch den in anderer Richtung gehenden Einfluß der Kirche beeinträchtigt, die schon vorhandene Entfremdung zwischen der katholischen und evangelischen Bevölkerung wird durch die konfessionelle Trennung der Volksschule bedenklich vergrößert. Wenn das Gesetz nicht mehr zu ändern ist, so ist wenigstens die geistliche Schulaufsicht zu beseitigen und bei der Durchführung des Gesetzes durch Gemeinden und Staatsbehörden dahin zu wirken, daß eine Ausdehnung der Trennung nach Konfessionen über das gesetzlich Vorgeschriebene hinaus nicht stattfindet."

Allerlei Gedanken kamen uns, als wir die dichtgedrängten Reihen der Erschienenen übersahen, zwischen denen hin und her Grüße ausgetauscht wurden. Es ist doch ein Gutes, was da erreicht ist, diese Männer aus allen Berufsklassen und Schichten, aus den verschiedensten Gegenden der Millionenstadt, unbekannt vorher einer dem anderen, nur durch die gemeinsame Arbeit an der Kirche für ihre Freiheit und Reform freundschaftlich miteinander verbunden. Freigesinnte Männer, denen kein Amtsbegriff des Pastors imponiert, in herzlichem, achtungsvollem Verkehr mit den Pfarrern ihrer Richtung, bereit für sie einzustehen und kämpfend für deren Recht auf Wahrhaftigkeit und evangelische Freiheit. „Diese Gottlosen", „diese Christusfeinde", „diese Kirchenzerstörer", „diese Ungläubigen", „die stundenlang über kirchliche Dinge ernste Reden anhören und zu solchen Reden bis 1 Stunde weit herkommen. Aber sie denken natürlich nur an Politik und ihren Geldbeutel"!, so wird es zur Verhetzung und „aus Liebe" den orthodoxen Kirchengenossen vorgeredet. So gibt der „Evangelisch-kirchliche Anz." in Berlin eine Schilderung der Liberalen auf der Stadtsynode, die nur herunterreißt, verdächtigt, schilt und die schlechtesten Motive ihnen unterlegt, — wer so mit dem Gegner verfährt, macht nicht den Eindruck siegesgewisser Ueberlegenheit. Wenn ein schwacher Junge gegen einen stärkeren zu unterliegen in Gefahr ist — kratzt und spuckt er.

Gerade in jener Buggenhagenversammlung am 12. April konnte ein Kenner der geschichtlichen Entwicklung sehen, wie der kirchliche Liberalismus in Berlin gewachsen ist, äußerlich und innerlich. Wir dachten an die „große Protestversammlung", die vor etwa 10 Jahren im Fall Weingart berufen worden war. Ein kleiner Saal im Architektenhaus, sehr dünn besetzt, trotz eines glänzenden Referates Pfleiderers. Einer der Laienredner damals mochte uns wenig mit seinen Witzen behagen. Nun aber redeten hier zwei Laien und hatten nicht nötig, die Versammlung zu animieren; mit klarer Sachlichkeit und festem Ernst ist diese große Schar liberaler Männer (die meisten der Anwesenden waren Führer der Bewegung in den einzelnen Berliner Gemeinden), zu interessieren. — Und das hat der kirchliche Liberalismus getan mit seiner treuen Arbeit und er wird weiter kommen in seiner Macht, ob man ihn gern sieht oder nicht. Wo die Parole lautet Quieta non movere — wird man das Lebendige niemals zu schätzen wissen, wo man aristokratisch empfindet, sind Volksmassen immer mißtrauisch angesehen worden. Wir lieben das Volk nicht nur platonisch, wir lieben es in seiner Bewegung, wir vertrauen ihm und glauben, daß man ihm etwas anvertrauen kann und daß bei ihm ein lebendig Ding, wie die evangelische Kirche, besser aufgehoben ist, als bei der steifen Bureaukratie.

*

Die Berliner Stadtsynode hat am 17. und 18. April den Etat derjenigen Berliner Gemeinden verhandelt, die aus eigenen Mitteln ihre Aufwendungen nicht bestreiten können. Der Etat schließt in Einnahme und Ausgabe mit 4.728.000 M. ab. Davon entfallen 3.359.637 M. auf das Ordinarium, 1.368.362 M. auf das Extraordinarium.

Bei den Einzelberatungen fiel ein eigentümliches Licht auf die Kampfesweise der sog. Positiven. Der liberale Synodale Weidling las aus einem Flugblatt der Positiven Zahlen über Steuerbeträge vor, die nur aus den Akten des geschäftsführenden Ausschusses stammen konnten. Man hatte auf positiver Seite aus diesen Zahlen das Schlagwort für die Wahlen geprägt: Wenn die Liberalen gegen Steuererhöhung sind, so schützen sie nur den Geldbeutel der Reichen! Ein Gegenangriff von seiten der Rechten, die Zahlen könnten auch aus den Steuerlisten des Magistrats stammen, mißglückte, da nachgewiesen wurde, daß diese Listen keine Auskunft über die Konfession der Steuerzahler geben. Generalsuperintendent D. Faber sagte eine Untersuchung zu. Synodale Weidling kennzeichnete sodann die Kampfesweise des orthodoxen Evangelisch-kirchlichen Anzeigers und fand dabei bis in die Rechte hinein Zustimmung, so daß eine Untersuchung beschlossen wurde, in welchen Beziehungen dies Organ der Positiven zu dem amtlichen Kirchenzettel stehe. Energisch nahmen sich die Liberalen des freien Pfarrwahlrechtes der neugegründeten Gemeinden an, das durch die Hinübernahme von Pfarrern aus der Muttergemeinde verkürzt wird. Sie haben ein gutes Recht dazu, denn sie haben der Vermehrung der geistlichen Stellen an den Muttergemeinden schon lange aus gleichem Grunde sich widersetzt und die Anstellung von Hilfspredigern empfohlen. Bezeichnend bleibt es trotz des Widerspruchs von seiten des Kirchenregiments, daß kein Fall der Ueberweisung eines liberalen Geistlichen an eine neue Gemeinde angeführt werden konnte, und daß an der Zionskirche man nicht den liberalen Amtsältesten, auch nicht den liberalen Amtsjüngsten, sondern den positiven Lebensjüngsten an die neue Kirche versetzen will, und wenn auch vielleicht nicht dem Konsistorialpräsidenten, so doch jedenfalls dem Personalreferenten im Konsistorium dürfte die Richtung der auserwählten Herren bekannt sein müssen. — Die Anschaffung der Einzelkelche für die Luthergemeinde wurde mit den Stimmen der Rechten — abgelehnt — obgleich die Kirchenbehörde die Feier mit Einzelkelch genehmigt hat, die Einzelkelche also ein notwendiges Abendmahlsgerät für die Gemeinden, die ihn eingeführt haben, sind. Bemerkenswert ist auch, daß das Konsistorium die Streichung der Kennzeichnung der Abendmahlsfeiern mit Einzelkelch als solche im amtlichen Kirchenzettel untersagt hat, weil es keine Agitation für den Einzelkelch will. Es bemerkt in seiner Harmlosigkeit natürlich nicht, daß dies Verfahren sich gegen die amtliche Genehmigung solcher Feiern, auch den Oberkirchenrat richtet und einer Aktion gegen den Einzelkelch gleichkommt. Man wird bei solchem Vorgehen, das einer Einführung dieses Brauches hinderlich sein muß, den etwa zutage kommenden statistischen Angaben über geringe Beteiligung nicht viel Wert beilegen können. Die Berliner liberale Pastoralkonferenz hatte ihren Vorsitzenden, Pfarrer D. Fischer, beauftragt, folgenden Antrag einzubringen:

„Die Stadtsynode ersucht den Vorstand, die geeigneten Schritte zu tun, um die in dem Kirchensteuergesetz vom 26. Mai 1905 § 7 Abs. 2 bestimmte Steuerfreiheit der Geistlichen wieder aufzuheben."

Zur Begründung führte D. Fischer aus: Diese Steuerfreiheit sei kein Benefizium, sondern ein Odium. Wir protestantischen Geistlichen sollten uns vor allem und jedem hüten, was wie ein Privilegium aussieht. Es kann nur ein Privilegium geben: das Vertrauen und die Liebe der Gemeinden, und wir müssen jedes Privilegium, welches uns über die Gemeinden stellt, mit allen Kräften uns vom Leibe halten, denn wir gehören mitten in die Gemeinde hinein nach unserer ganzen Stellung und Lebenshaltung. Wir sollten uns hüten vor dem Eindruck der Begehrlichkeit in ökonomischer Beziehung

Die Rechte war von diesem Antrage überrascht. Für sich persönlich erklärte der positive Pfarrer Brunsing, der Antrag sei ihm aus der Seele gesprochen. Der Antrag wurde mit einem Teil der Stimmen der Rechten angenommen.

Die Vorgänge bei der Einzelkelchdebatte wie bei der über das Pfarrwahlrecht beweisen, daß die Rechte von ihrer Majorität rücksichtslos Gebrauch macht auch in den Fällen, wo es sich um unzweifelhafte Gemeinderechte handelt. Darum darf der kirchliche Liberalismus mit seiner energischen Arbeit für die Kirchenwahlen nicht aufhören, vor allem gilt es, um das Pfarrwahlrecht ausüben zu können, die neuen Gemeinden zu gewinnen.

Ueber die Mitgliederzahl der Berliner Gemeinden geben die Zeitungen folgende Uebersicht: Die Gemeinde Schöneberg ist augenblicklich noch die einzige, die an Seelenzahl die Summe von fast 100.000 erreicht, nämlich 98.792. Zwei Gemeinden zählen 80—90.000 Seelen, nämlich Heiland (Moabit) und Gethsemane (im Osten Berlins). Dann folgt Heiligkreuz, das allerdings trotz teilweiser bedeutender Abtrennungen immer noch mit über 73.000 erscheint. 5 Gemeinden haben 60—70.000, 4 Gemeinden 50—60.000, 8 Gemeinden 40—50.000, 9 Gemeinden 30—40.000, 11 Gemeinden 20—30.000, 13 Gemeinden 10—20.000 und 4 Gemeinden unter 10.000 Seelen. Diese kleinen sind die Gemeinden des sich immer mehr entvölkernden Stadtinnern: St. Nikolai, Neue Kirche, St. Marien und (die kleinste mit noch nicht ganz 3000 Seelen) Friedrichs-Werder. Bei den Zählungen hat sich ferner die Tatsache ergeben, daß in den Jahren 1900—1905 die evangelische Bevölkerung des Berliner Stadtsynodalverbandes um 176.283 Seelen, d. h. 9,58 v. H., zugenommen hat, während die Gesamtbevölkerung um 243.670, also 11,19 v. H., gewachsen ist, mithin 1,61 v. H. mehr als die Evangelischen. Gegenüber dem Stande von 1895—1900 hat sich die Veränderungsdifferenz zuungunsten der Evangelischen verdoppelt.

*

Der Fall César in einer rheinischen Dorfgemeinde. In der Koblenzer Zeitung wird in einem Eingesandt die Wirkung geschildert, die die Bekanntmachung des Erlasses des Oberkirchenrates zum Fall César in einer Dorfgemeinde gehabt hat. (Der Erlaß tadelt, wie erinnerlich, das Eintreten der 147 Geistlichen für César.) Wir lassen die prächtige Schilderung im Wortlaut folgen: „In einem kleinen Dorfe gerieten am letzten Sonntag die Hausmütter, die während des Vormittags-Gottesdienstes das Mittagsmahl für die kirchenbesuchenden Familienmitglieder bereitet hatten, in eine hochgradige Aufregung, denn der Gottesdienst schien endlos und der Sonntagsbraten schrumpfte bedenklich, da der Pfarrer seine Gemeinde zwei Stunden über die gewöhnliche Zeit im Gotteshause zusammenhielt. Es war das etwas ganz Außergewöhnliches. Aber das Kgl. Konsistorium hatte befohlen, daß die Pfarrer ihre Gemeinden von dem Inhalt des Erlasses des Oberkirchenrats betr. den Fall César in Kenntnis setzen sollten. Leichter wäre es nun gewesen, das schwierigste Kapitel aus der Offenbarung Johannis einer Landgemeinde klar zu machen, als diesen im Kurialstil, d. h. in möglichst unverständlicher Sprache abgefaßten Erlaß verständlich zu machen. Unser Pfarrer, der sonst in einfachem, klarem Deutsch seine Pfarrkinder anredet, hatte nicht allein die zahlreichen Fremdwörter, wie „Demonstration", „Motive", „Funktionen", „Resolutionen", „Symptome", „Arena", durch gute deutsche Ausdrücke zu ersetzen, er hatte nicht nur den Zuhörern begreiflich zu machen, daß „die Adresse an den Oberkirchenrat" außer der äußeren Aufschrift auch den Inhalt des Briefes bezeichne, und daß die in dem oberhirtlichen Schreiben gemachte Unterscheidung zwischen dem „von den Vätern ererbten Glauben" und dem „Charakter dieses Glaubens" ein sehr subtiler, d. h. feiner sei; er mußte auch besonders darauf hinweisen, daß nach der Darlegung im Absatz 6 „die Verwirrung wie ein Bann auf den Gemütern" liegt", während in Absatz 7 schon bewiesen wird, „daß die Verwirrung schon in die Gewissen einzudringen beginnt". Wenn

an diesen Beweis das oberhirtliche Schreiben die Bemerkung knüpft, „um das Gewissen ist es aber allerwege unter Menschen eine heilige Sache", so mußte der Pfarrer darauf aufmerksam machen, daß daraus nicht zu folgern sei, daß es um die in Absatz 6 erwähnten „Gemüter" nicht ebenfalls allewege eine heilige Sache sei. Nach allen Einzelerläuterungen galt es nun, Satz für Satz in gemeinverständliches Deutsch zu übertragen. Aber die Verwirrung blieb wie ein Bann auf den Gemütern liegen und begann schon, das merkte der menschenkundige Prediger wohl, in die Gewissen einzudringen, als es ihm endlich gelang, mit einem Wort den Bann zu brechen. Und das lautete: „Geliebte Gemeinde, zu den 147 Geistlichen gehöre auch ich!" Beruhigt ging nun die Gemeinde nach Hause. Während die zurückbleibenden Kirchenältesten mit dem Pfarrer die Klingelbeutelpfennige zählten, äußerte ein Kirchenältester: „Herr Parre, warum han Se das Letzt net zoerscht gesaht; dann weeß die ganze Gemän gleich: wo uhs Parre derbei is, do gescheht nix Unrächts." Die übrigen stimmten bei, nur fragte noch einer: „Soll dan der Cäsar for sei Fall ka Unfallrente kreje?" Das mußte der Pfarrer kurz verneinen, denn hätte er auch diese Frage noch klären wollen, so wäre das Mittagsmahl mit der Abendmahlzeit zusammengefallen."

*

Der Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. Der Volksbund ist in der Lage, in seinem zweiten, soeben versandten Jahresbericht zu erklären: „Als Erfolg unserer Arbeit im letzten Jahre können wir unseren Mitgliedern mitteilen, daß es uns mit Hilfe der Behörden gelungen ist, die gesamte Witzblattpresse von „Simplicissimus" und „Jugend" bis zum „Kleinen Witzblatt" von den gemeinsten Annoncen zu säubern. Wir können unseren Mitgliedern natürlich nicht einzeln, brieflich von den einzelnen Phasen unseres Kampfes Mitteilung machen; dies Endresultat können wir ihnen jedoch mit Freuden unterbreiten. Wie groß und bedeutsam der Erfolg ist, kann allerdings nur der beurteilen, der einen Blick in den Schmutz getan hat." — Einen eifrigen Förderer seiner Arbeit hat der Bund in dem Schriftsteller Otto von Leixner kürzlich verloren.

*

Der Hannoversche Verband der Freunde evangelischer Freiheit wählte in seiner letzten Gesamtvorstandssitzung Amtsgerichts-Rat Rehse-Meinersen (Hann.) zum 1. Vorsitzenden, Pastor Chappuzeau zum 2. Vorsitzenden, Lehrer Müller-Hannover zum Schriftführer und Kassierer. Die Zahl der Verbandsmitglieder hat bereits, obwohl eine regere Werbetätigkeit noch kaum entfaltet werden konnte, das erste Tausend überschritten. Eine Reihe Ortsgruppen sind bereits gegründet oder in der Gründung begriffen.

*

Bremen. Die Herren Pastoren Steudel und Mauritz schicken uns folgende Berichtigung. Da unsere Notiz in Nr. 14 vor der Veröffentlichung der betr. Akten geschrieben ist und allerdings so aufgefaßt werden kann, daß sie dem in den Akten dargestellten Vorgange nicht entspricht, nehmen wir den Hinweis darauf gern auf.

„Wir erklären, daß die in der Beilage zu Nr. 14 des Protestantenblattes gebrachte Mitteilung, daß wir „auf kirchenbehördliche Veranlassung hin aus dem Deutschen Monistenbunde ausgetreten sind", den Tatsachen nicht entspricht. Wie aus den in den Bremer Nachrichten veröffentlichten Akten hervorgeht, hat die Behörde uns durchaus nicht „veranlaßt", auszutreten. Vielmehr erfolgte unser Austritt als persönliches Opfer im Interesse des Friedens und im Hinblick auf die in unserer „Erklärung" an den Senat angegebenen sachlichen Gründe unter Wahrung unseres monistischen Standpunktes."

Bremen, 25. April 1907. Fr. Steudel. O. Mauritz.

Christliche Welt und Liberalismus.

(Schluß.)

2.

Was ich oben von Albrecht Ritschl gesagt habe, gilt in gewissem Sinn von der gesamten modernen Theologie in Deutschland, — daß sie im Grunde konservativ ist. Dies klingt paradox und wird Widerspruch finden. Vor allem von denen, die sich die Positiven nennen und meinen, die Sorge um die Erhaltung des Alten als besondere Aufgabe betreiben zu müssen. Weil in der wissenschaftlichen Diskussion vieles in Frage gestellt oder preisgegeben wird, meinen sie sich gegen diese Art Wissenschaft selbst wehren und eine besondere apologetische Methode pflegen zu müssen. Sehr weit kommen sie auf diesem Wege nicht, und in diesem Gefühl rufen sie dann nach der Obrigkeit, daß sie ihr „Recht", ihr Verständnis des Alten und damit das Alte selbst schütze. Sie verkennen darüber, daß alle die Kritik und Negation im modern-theologischen Betriebe auf einem wahrhaft enthusiastischen Glauben an den Wert und die Dauerhaftigkeit des Christentums ruht. Zwar daß Entwickelungen stattgefunden haben, daß auch das Christentum Veränderungen erlitt, indem es eine Geschichte durchlebte, das weiß die Theologie als historisch-kritische Wissenschaft ganz genau. Aber sie arbeitet am Christentum nicht wie an einem Leichnam, sondern wie an einem Lebendigen. Das ist der große Reiz der Theologie als Wissenschaft vom Christentum, daß es Leben ist, was sich vor dem Auge des Forschers immer neu und unverwüstlich entfaltet. Bis in die Gegenwart reichendes Leben! Man braucht nur die Produkte jener wissenschaftlichen Versuche, die das Christentum als etwas Totes und Ueberwundenes behandeln, anzusehen, so wird man merken, einmal wie unfruchtbar dieses Vorurteil die Arbeit macht, so dann aber, wie ganz anders die Theologie, auch die freieste, mit ihren Methoden einsetzt.

Kurz, die gesamte moderne Theologie ist von einem eminent konservativen Geiste beseelt. Theologen, die sich dem Protestantenverein angeschlossen haben, Männer wie Pfleiderer, die zeitlebens im scharfen Gegensatz zur Ritschlschen Schule gestanden haben, machen hiervon keine Ausnahme. Es ist ein Fehlgriff, mag er hüben oder drüben begangen werden, wenn man von einer „protestantenvereinlichen" oder „liberalen" Theologie redet. Es gibt nur eine wissenschaftliche Theologie, und das ist die, welche nach den besten heutigen Methoden die Probleme bearbeitet, die das Phänomen des Christentums, oder das Phänomen der Religion überhaupt, dem Forscher stellt. Wer bei dieser Arbeit den Eindruck hat und der Zuversicht folgt, daß es sich im Christentum um eine Sache von bleibendem Werte für die Menschheit handelt, ist ein konservativer Forscher.

Es ist der modernen Theologie vielfach ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß sie sich bei der Darstellung des Christentums, wie es in der Gegenwart und für die Gegenwart da ist, der „Umdeutung" alter Formeln und Begriffe bediene. Hierzu muß gesagt werden, daß der Ausschluß solcher Wandlungen im Verständnis alter Worte und Gedanken nichts anderes bedeuten würde als den Ausschluß jeder Entwickelung vorhandener geistiger Potenzen. Die Religionsgeschichte lehrt, daß schlechthin alle Geschichte der Religion eine fortwährende Umdeutung und Umwandlung vorhandener Begriffe ist, zu denen nur ab und zu neue hinzutreten. Und nur auf die Gewalt und den Inhalt solcher Veränderungen hat man sein Augenmerk zu richten: das Recht dazu ist einfach das Recht des Lebenden. Selbst der Radikalismus lebt von solchen Umdeutungen (wie hätte sonst Kalthoff in seinen späteren Stadien evangelischer Pastor bleiben können?), geschweige der Konservatismus einer Theologie, die in ihrem positiven Interesse am Christentum die Triebkraft ihrer Arbeit besitzt.

Indem die Freunde der Christlichen Welt für diesen konservativen Zug der modernen Theologie bewußt oder unbewußt immer den Sinn offen gehabt haben, konnte die Losung des „Liberalismus" über sie keine Macht gewinnen. Auf wissenschaftlichem Boden gar nicht: denn hier hat dergleichen Terminologie überhaupt kein Recht. Auf kirchlichem aber? Sollten sie da ihren konservativen Sinn verleugnen? Wo waren die Ideen, wo war die bessere Praxis, die sie nur beim Liberalismus gefunden hätten?

Das Verfassungswerk, nach dem Generationen in unseren Kirchen verlangt hatten, war vollendet, als wir heranwuchsen. Es fungierte anders, als der Liberalismus gehofft hatte. Nur eine feste Organisation und eifrige Agitation im Parteisinn schien die Synoden zu Organen einer freieren Handhabung des Kirchenwesens machen zu können. Protestantenverein und Mittelpartei haben in Preußen dafür gearbeitet und tun es noch. Ihr Verhältnis ist dies, daß die Linke ohne die Mittelpartei nichts durchzusetzen imstande ist, und daß es keine Mittelpartei gäbe, wenn nicht noch eine Linke da wäre, die hinter ihr steht. Dürfen wir beide einmal als Erscheinungen des kirchlichen Liberalismus in Anspruch nehmen, so müssen wir sagen: wir haben großen Respekt vor

ihrem Streben, und wir sehen ihre Notwendigkeit innerhalb des Verfassungslebens der preußischen Kirche sehr wohl ein; aber aufs Ganze des kirchlichen Lebens gesehen, ist dieser Liberalismus eine kleine Kraft.

Es fragt sich, ob man ihn stärker machen könnte, indem man ihn mit dem politischen Liberalismus verschmilzt. Ich habe 1881 selbst in Berlin auf dem dreizehnten Protestantentage die Rede des Bremer Pastors Frickhoeffer gehört, die eine Besserung der innerkirchlichen Verhältnisse in dieser Richtung suchte. Ich bin damals von dieser Perspektive stark abgestoßen worden und lehne sie heute noch ab. Was man kirchlichen Liberalismus nennen mag im unpolitischen Sinne, moderne Theologie und Frömmigkeit, das existiert bereits jetzt bis tief in die Reihen der politisch Konservativen hinein. Vollends seit unsere politischen Parteien sich wesentlich auf dem Grunde der verschiedenen Interessengemeinschaft ausgebildet haben: weshalb soll der Agrarier nicht ein durchaus modernes Christentum haben? Ich weiß wohl, daß der politisch Konservative versucht sein mag, die ihrer Natur nach konservative Kirche als Faktor in seine parteiischen Tendenzen mit einzustellen, — aber dem werden wir doch nicht Vorschub leisten, indem wir kirchlichen Freisinn mit politischem identifizieren? Im Grunde ist in allen unseren politischen Parteien wenig religiös-kirchliches Verständnis zu finden, und doch dürfen wir hoffen, daß es in allen Parteien zunehmen werde.

Worauf gründen wir diese Hoffnung?

Nicht auf einen starken kirchlichen Liberalismus als Partei, als Organisation. Jede parteiische Organisation bringt Dinge in die Kirche, die nicht hineingehören. Wenn auch die „Freunde der Christlichen Welt" sich „organisiert" haben, so ist das Beste an dieser Organisation, daß sie so schwach ist. Sie bezweckt und erreicht im Grunde nichts anderes als die Erleichterung einer gelegentlichen Fühlungnahme zwischen den vereinigten Personen. Bescheideneres kann eine Organisation nicht wohl leisten. Und doch ist diese Schwäche eine Stärke. Niemand wird vergewaltigt. Und keinerlei Mittel kommen zur Anwendung, die nur der Zweck heiligt. Das sind zwei große Vorzüge, wenngleich scheinbar nur negativer Art. Im übrigen beseelt uns die Gesinnung, daß es trotz aller trüben Vorkommnisse und Machtproben im kirchlichen Verfassungsleben mit unserm deutschen Protestantismus doch vorangeht. Neulich wieder las ich bei Steudel, daß das kirchliche Leben in Deutschland „sich immer deutlicher reaktionär zurückbilde". Ich kann das nicht finden. Man lese die Reden Frickhoeffers und Holstens auf dem schon erwähnten dreizehnten Protestantentage, man lasse die „Fälle" und die Stimmungen jener Zeit auf sich wirken und vergleiche vorurteilslos, was wir erleben: es ist wirklich vieles besser geworden seitdem, selbst in Preußen. Kein „Liberalismus" hat das gemacht, kein „Radikalismus" kann das hindern: es gibt einen Weg der Geduld, ein Suchen des Gemeinsamen, ein Sichfreuen an dem lebendigen Vätererbe, das sich wohl verträgt mit redlicher Wissenschaft und persönlichster Frömmigkeit; stößt die Freiheit, die wir uns in Gottes Namen mitten in unserer Kirche nehmen, mit dem kirchlichen Recht zusammen, so müssen wir das rechtschaffen leiden, und dies rechtschaffene tapfere Leiden wird neue Frucht der Freiheit schaffen; wo die Handhaben gegeben sind, wollen wir ja gern sorgfältig das Recht umgestalten, damit es nicht, statt ein Schützer des Glaubens zu sein, zum Tyrannen des Glaubens werde; aber vorm Parteiwesen wollen wir uns hüten als vor dem Satan und, wenn wir Parteien haben, sie haben, als hätten wir sie nicht.

Die Bedingungen, unter denen sich religiös-kirchliches Leben abspielt, sind trotz aller Aehnlichkeiten und Zusammenhänge vom Grund aus andere als die, unter denen sich das politische Leben vollzieht.

Versammlungskalender.

21.—23.	Mai	Evangelisch-sozialer Kongreß Straßburg
21.—24.	„	Gnadauer Pfingstkonferenz Schönebeck
23.—24.	„	Deutscher Protestantentag Wiesbaden
24.	„	Freunde der Christlichen Welt Straßburg
3.—8.	Juli	Evangelische Allianz London
16.—20.	September	Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein in Osnabrück
22.—27.	„	Kongreß religiös Liberaler Boston
23.—25.	„	Gustav-Adolf-Verein in Jena
23.—26.	„	Kongreß für Innere Mission Essen
1.—3.	Oktober	Evangelischer Bund Worms
9.—11.	„	Freunde der Christlichen Welt Marburg.

Wichtige Mitteilung

betreffend

das Protokoll des Wiesbadener Protestantentages!

Es besteht die Absicht, das **Protokoll** diesmal in **billiger** Ausgabe (Preis 50—60 Pf.) herauszugeben. Dies ist jedoch nur möglich bei Herstellung einer **großen** Auflage.

Wir richten deshalb an die Vorsitzenden **sämtlicher Zweigvereine,** sowie an alle sonstigen Interessenten die Bitte, ihren Bedarf an Exemplaren der **Zentralstelle umgehend** mitzuteilen.

Hochachtungsvoll

Schriftenzentrale des Protestantenvereins

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15.

Neue Erscheinungen!

Apel, Paul. **Ich und das All.** 333 S. . . . 2,—

Brahn, Dr. M. **Kinderpsychologie.** 200 S. 2,60, geb. 3,20

Chamberlain, H. St. **Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts.** Volksausgabe. 1240 S. 6,—, geb. 7,20

Goldbeck, Ed. **Wilhelm II. Regierung und die Nationaldemokratie.** . . . . 1,—

Jeremias, Alfr. **Der alte Orient und die Aegypt. Religion.** 0,80

Kalthoff, Alb. **Das Zeitalter der Reformation.** Nachgelass. Predigten. 282 S. . . 4,—, geb. 5,—

Löhr, Prof. Dr. **Volksleben im Lande der Bibel.** 144 S. . . . . . . 1,—, geb. 1,25

Niebergall, Lic. **Was ist uns heute die Bibel?** 85 S. 1,20

Pohlig, Prof. Dr. **Eiszeit und Urgeschichte des Menschen.** 140 S. . . . . . . 1,—, geb. 1,25

Strauss, D. Fr. **Voltaire.** 6 Vorträge. 256 S. 2,—

Thiene, H. **Temperatur und Zustand des Erdinnern.** 103 S. 2,50

Zepler, Dr. G. **Sozialrevisionistische Demokratie.** 3 Bogen . . . . 1,—

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb

Schöneberg-Berlin.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.